

Corona, Stress und Quarantäne: Die unmögliche Reise von Deutschland nach Japan

Von Ulrich Johannes Beil

In dem Film „Die Atlantikschwimmer“ des deutschen Filmemachers Herbert Achternbusch überlebt einer der Protagonisten auf Teneriffa den Sturz aus einem fahrenden Auto. Er rappelt sich auf, läuft über den Strand und schwimmt allein auf den Atlantik hinaus. Seine letzten Worte sind: „Du hast keine Chance, aber nutze sie!“

An eben diesen Satz aus diesem Film musste ich gelegentlich denken, als Corona die Welt veränderte und ich meine Stelle als Gastprofessor an der Faculty of Humanities an der Kyudai antreten sollte. Zuvor, Anfang des Jahres 2020, schien die Welt noch in Ordnung zu sein: Ich, gebürtiger Münchner, Dozent für Germanistik und Komparatistik, der an verschiedenen Universitäten in Deutschland, Japan, Brasilien und der Schweiz gelehrt hat, verfügte über eine offizielle Einladung der Fakultät. Ich hatte das für eine Arbeitserlaubnis nötige Certificate of Eligibility, ich bekam das Visum, ich buchte für Ende März einen Flug und packte meine Koffer. Aber ich hatte meine Rechnung ohne Corona gemacht. Noch in derselben Woche verhängte die japanische Regierung eine totale Einreisesperre, um das Land vor dem neuen Virus zu schützen. Unser Gastgeber an der Kyudai, Professor Oguro, der vor drei Jahrzehnten an der Hokudai unser Student gewesen war, schlug meiner Frau und mir vor, erst zum Wintersemester, also Anfang Oktober, mit der Arbeit zu beginnen. Aber auch diese Verschiebung erwies sich als nicht realisierbar.

Zwar taten wir alles, was nötig war, um im Falle einer Öffnung Japans bereit zu sein. Ein nervenaufreibender bürokratischer Marathon begann, den meine Frau und ich ohne die unermüdliche Hilfsbereitschaft der Kollegen an der Kyudai sicher nicht durchgehalten hätten. Immer von neuem galt es, Visaprobleme zu lösen, Aufenthaltsgenehmigungen zu ergattern, Formulare auszufüllen, die gleich wieder veraltet waren und erneuert werden mussten. Aber Japan blieb nach wie vor unerreichbar. „Du hast keine Chance, aber nutze sie“: Je unmöglicher es schien, nach Japan zu gelangen, desto stoischer wurden meine Frau, ich und auch unser Gastgeber, desto hartnäckiger verfolgten wir gemeinsam unser Ziel – ungeachtet der Frage, ob unsere Bemühungen am Ende erfolgreich sein würden oder nicht.

Als im Lauf des September bekannt gegeben wurde, dass das Land zunächst für Ärzte, Ingenieure und Professoren geöffnet würde, war es für den Anfang des Wintersemesters zu spät. Aber immerhin: Die Möglichkeit der Einreise war endlich gegeben! Wir buchten einen Flug für Mitte November, mussten wenige Stunden vor dem Abflug in München einen Coronatest machen und auswerten lassen, Verpflichtungserklärungen gegenüber der Kyudai unterschreiben und versprechen, dass wir uns strikt an alle Maßnahmen halten würden. Noch am Tag des Abflugs wussten wir nicht, ob wir unseren Flug würden antreten können oder nicht. Informationen über die bevorstehenden Quarantäneregelungen waren kaum zu bekommen, auch im japanischen Konsulat wussten die Angestellten, die sich sonst sehr hilfsbereit zeigten, wenig. Was erwartete uns dort? Welche Hotels würden einen Quarantäneaufenthalt zulassen? Welche Taxis uns transportieren? Wir behelfen uns

mit Internetberichten einreisender Ausländer, mit allerlei Geheimtipps und Gerüchten und starteten ins Ungewisse.

Kurz und gut: Es verlief dann alles weniger schlimm als befürchtet. Nach einem problemlosen Flug wurden wir bei der Ankunft in Tokyo sofort unter die behördlichen Fittiche genommen. Wie so oft in Japan wurden wir auf einen Weg geschickt, den ich als narrensicher bezeichnen möchte: Passkontrolle, Zollkontrolle, Corona-Schnelltest, dann Kontrolle der Arbeits- und Gesundheitsunterlagen, dann Antrag auf japanische Residence Card, dann Corona-Testergebnis, dann Ausstellung des neuen Ausweises. Das alles dauerte sage und schreibe nicht länger als zweieinhalb Stunden. Kaum zu glauben für uns - ein Musterbeispiel effektiver Organisation! Und immer, wenn wir nicht mehr weiterwussten, bot jemand seine Hilfe an. Eine Flughafenangestellte etwa besorgte uns ein sogenanntes Corona-Taxi, das uns in das von unserem Gastgeber empfohlene Quarantäne-Hotel chauffierte.

Wir verbrachten dann diese spezielle Aus-Zeit in Tokyo-Kamata, in einer soliden Unterkunft mit mittlerem Komfort – von dem wir allerdings kaum profitierten. Man wohnt als Corona-Verdächtiger in einem separaten Stockwerk, ohne jeden Zimmerservice, darf das offizielle Frühstück nicht nutzen und auch nicht im hoteleigenen Restaurant zu Abend essen. Was man allerdings darf: sich in diesem farbigen und lebendigen Viertel aus Lokalen Essen aufs Zimmer holen und auch kurz einkaufen gehen. Insgesamt gleicht die Quarantäne einer Art „Warten auf Godot“ (Beckett): einem gedämpften, isolierten Dasein außerhalb von Raum und Zeit, einem Zustand des permanenten Atemanhaltens – lebt man doch stets in der Furcht, etwas falsch zu machen und von den Behörden zur Rede gestellt zu werden. Tag für Tag warteten wir auf Kontrollen, aber die kamen nicht. Stattdessen wurden wir die ganze Zeit in Ruhe gelassen, man verließ sich auf uns, vertraute offenbar unserer freiwilligen Selbstverpflichtung.

Nach Ablauf der vierzehn Tage, die geradezu erholsam waren im Vergleich zu den strapaziösen Wochen davor, bewegten wir uns auf einmal wieder wie ‚normale‘ Menschen. Wir kehrten ins ‚normale‘ Leben zurück, nahmen ein ‚normales‘ Taxi zum Flughafen und stiegen in unsere Maschine nach Fukuoka. Hier hatten wir dank der Hilfsbereitschaft und der unermüdlichen Geduld der Kollegen, Studenten und Nachbarn mit uns Greenhorns einen ausgezeichneten Einstand. Die Chance, die uns Corona verweigern wollte, haben wir so auf bestmögliche Weise genutzt, freilich mit einigem Glück und vielfacher Unterstützung. Wie heißt es doch so schön im Japanischen: „Siebenmal hinfallen, achtmal wieder aufstehen“ (七転び、八起き).